

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 10 (1969)
Heft: 16

Artikel: Ehe, Familie und Liebe in den Volksdemokratien 2. Die vorgetäuschte Revolution
Autor: György, Ervin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095567>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ehe, Familie und Liebe in den Volksdemokratien

2

Die vorgetäuschte Revolution

Von Ervin György

Im Unterschied zur Sowjetunion fand in den Volksdemokratien nach der kommunistischen Machtübernahme keine echte, sondern nur eine vorgetäuschte Revolution statt. Was als Revolution deklariert wurde, war in Wirklichkeit eine Erziehungskampagne, die auf das Programm des bestehenden sowjetischen Vorbilds ausgerichtet war. Statt einer revolutionären Entwicklung hatte man eine autoritäre Schulordnung, in welcher die guten Schüler belohnt und die schlechten bestraft wurden.

In den ersten Jahren nach der Machtergreifung konzentrierten sich die Bemühungen der Propaganda auf die Prägung des erwünschten neuen Menschentyps, des «sozialistischen Menschen». Das Klischee dieses Wundermenschen lieferte Moskau frei ins Haus, in unzähligen Exemplaren, aber fast ohne Variationen.

Das gewünschte Menschenbild nach Stalins Geschmack wurde vom Schdanowschen sozialistischen Realismus in Literatur, Film- und Bühnenkunst, in Radio und Presse vervielfältigt. Den vorgezeichneten Menschen beseelte die Liebe zur Arbeit, zur Arbeiterklasse und zu deren führender Kraft: der Partei. Seine Bewunderung galt der Sowjetunion und dem Sowjetmenschen, der das unfehlbare Beispiel in allen Lebenslagen abgab. (Dieses Klischee kommt übrigens heute wieder zu neuen Ehren, nachdem es in den letzten Jahren als hoffnungslos überholt gegolten hatte.)

Elementarklasse: Gemeinschaftslesen

Die Buchhandlungen waren mit Übersetzungen aus der neuesten Sowjetliteratur überschwemmt. Auf der Kinoleinwand waren ausschliesslich Sowjetfilme zu sehen, die eigens für die Agitation in den osteuropäischen Ländern hergestellt wurden. In der eigenen Buch- und Filmproduktion eiferte man zwangsläufig diesen gelieferten Sowjetkunstwerken nach, und die Kritik pries in einmütiger Ekstase alle diese importierten oder nachempfundenen Kunstschöpfungen.

Nun aber sollten diese Werke auch ihre Wirkung erzielen und den Weg zu den breitesten Schichten der Bevölkerung finden. Dazu verbilligte man einmal Bücher, Kino- und Theaterkarten bis auf die Stufe eines fast nur noch nominalen Preises. Andererseits organisierten Partei und Gewerkschaften in den Betrieben und Institutionen gemeinsame Buchabende oder Filmvorführungen, deren Besuch mehr als nur gerade erwünscht war.

Bis Mitte der fünfziger Jahre war das «gemeinsame Zeitungslesen» fast überall zu einer der unangenehmsten Pflichtübungen geworden. Eine halbe Stunde vor Arbeitsbeginn mussten die Werktätigen in ihren Arbeitsräumen eintreffen. In Gruppen aufgeteilt hatten sie dort die wichtigsten Artikel der kommunistischen Tagespresse zu lesen und zu «besprechen», selbstverständlich im Sinne der vorgeschriebenen Lektion. Sogar in den Erholungsheimen und Ferienhäusern der Gewerkschaften gehörte das zum obligatorischen Tagesprogramm.

Doch nicht nur Arbeitsplatz und Unterhaltungsmedien hatten der sozialistischen Umerziehung zu dienen, sondern auch die Wohnräume der Familien.

Die persönliche Betreuung der schwierigen Zöglinge

Jeden Sonntag schwärmten die Volkserzieher zu ihren Familienbesuchen aus. Es waren Parteimitglieder, denen als «freiwillige» Aufgabe aufgetragen war, menschliche Kontakte zu den breiten Massen der Bevölkerung zu pflegen. Wehe der Familie, die den an der Tür klingenden Erzieher nicht freundschaftlich empfing oder ein «offenes und kameradschaftliches Gespräch» über die aktuellen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Massnahmen der Partei und den daraus «entstandenen Problemen innerhalb der Familie» ablehnte.

Unter anderm wollten die Volkserzieher bei solchen Gelegenheiten auch wissen, ob sich die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern im Sinne der «nützlichen Lehren des Marxismus-Leninismus» entwickelten. Etwa: Erhielt die Frau von Mann und Kindern genügend «Unterstützung in der Hausarbeit», um ihren Pflichten am Arbeitsplatz und in den politischen Massenorganisationen unter besten Bedingungen nachkommen zu können? Waren die Kinder im Elternhaus nicht etwa Beeinflussungen ausgeflieft, die dem widersprachen, was sie in der Schule lernten (Religion usw.)? Hielt die Frau vielleicht den Mann von politischer Betätigung in den Partei- und Massenorganisationen zurück? Und so weiter, und so weiter.

Die Gespräche der Volkserzieher mit den Leuten wurden in den zuständigen Parteistellen sorgfältig ausgewertet, die Eindrücke über die Gesinnung der einzelnen Familien notiert. Wo es notwendig schien, wurde «kameradschaftliche Hilfe» angeboten. Diese umfasste mehrere Intensitätsgrade. Als erste Massnahme figurierte der Besuch eines höheren Genossen (z. B. ein führendes Mitglied der Parteiorganisation des Wohnbezirks). Er meldete sich bei der Familie, um die «festgestellten Mängel im Familienbewusstsein beseitigen zu helfen». Wenn die gewünschte Wirkung ausblieb und die Besorgnisse des ersten Volkserziehers beim Kontrollbesuch bestätigt wurden, dann folgten die weiteren Schritte. Es kam zu einem «ersten Gespräch» am Arbeitsplatz mit dem Parteisekretär des Betriebes. Erst wenn auch das erfolglos blieb — so gross war die Langmut des Erziehungssystems —, wurde der Betroffene in der Wandzeitung des Betriebes oder des Wohnbezirks angeprangert und, wenn ein Exempel statuiert werden sollte, in der lokalen Presse öffentlich getadelt.

Welches waren die üblichen Delikte eines falschen Familienlebens? In der überwiegenden Zahl der Fälle gehörten die Vorwürfe zu einer der folgenden Kategorien:

Kleindelikte im Familienleben

Der eine der Ehepartner wollte den andern an der politischen Aktivität hindern. Eltern trachteten darnach, den Kindern ihre religiöse Einstellung «aufzuzwingen» oder wollten die Aktivität ihrer Kinder in der kommunistischen Jugendbewegung einschränken. (Der häufigste Fall war, dass die Eltern ihre heranwachsenden Töchter nicht zu den späten abendlichen Veranstaltungen der Jugendorganisation oder zu mehrtägigen Ausflügen, Jugendlagern usw. ziehen lassen wollten.) In jenen Jahren hatte der Kampf gegen die Religion, gegen die Macht der Kirche, noch eine Vorrangstellung. Wenn ein Volkserzieher am Sonntagvormittag eine Familie nicht zu Hause antraf, bestand sogleich der Verdacht auf Kirchenbesuch, und unverzüglich wurden die Massnahmen eingeleitet, um auf die Familie «entsprechend einzuwirken». Dazu mobilisierte man simultan die Lehrer der Schulkinder, die Gewerkschaftssekretäre, die beruflichen Vorgesetzten und, falls vorhanden, linientreue Verwandte der fehlbaren Eheleute.

Grosse Aufmerksamkeit widmeten die Volkserzieher der Familienbibliothek. Bücher aus den «reaktionären, bürgerlichen Zeiten» sollten mit alten Zeitschriften und Illustrierten liquidiert werden. Natürlich erkundigte man sich, ob die Parteizeitungen gelesen werde, und falls sie gar nicht bezogen wurde, nahm der Erzieher gleich die Unterschrift zum Abonnement entgegen. Ikone, Kreuzfixe, ehemalige Kommuniions- oder Konfirmationsbilder gaben den Erziehern Anlass, ihre ganze Redekunst aufzuwenden, um die Leute zur Entfernung dieser «kleinbürgerlichen und abergläubischen Ueberbleibsel» zu überzeugen.

Die «Rote Ecke»: Hausaltar als Alibi

Um unangenehmen Diskussionen und Belästigungen zu entgehen, richteten viele Familien an einem auffälligen Platz ihrer Wohnung eine sogenannte «Rote Ecke» ein, so wie man es in der Schule ihren Kindern nahelegte und so wie es die «gläubigen Kommunisten» seit ihrem Austritt aus der Illegalität zu tun pflegten. Es handelte sich um eine Art Hausaltar.

Ein kleines Tischlein wurde mit einer roten Decke gedeckt. Darauf stellte man eine kleine Stalin- oder Leninbüste, die nicht viel kostete, und eine Vase, die ständig frische rote Blumen enthielt. An den angrenzenden Wänden waren die Photographien der landeseigenen Parteiführer angebracht. Einige Bücher aus Stalins und Lenins Werken vervollständigten den Glanz dieser «Roten Ecke». Wenn die Buchtitel obendrein in russischer Sprache mit kyrillischen Buchstaben glänzten, galt die Aufmachung als besonders eindrucksvoll, auch wenn niemand im Haushalt die russische Sprache beherrschte.

(In Betrieben und öffentlichen Institutionen wirkte das Pendant zur «Roten Ecke» trotz gleichbleibendem Namen oft mehr wie ein Hauptaltar. Er stand frei im Raume, und Stufen führten zu ihm hinauf.)

Die rechtzeitige Einrichtung einer «Roten Ecke» erwies sich als ungemein praktisch. Wenn dann am Sonntag ein Volkserzieher an der Tür klingelte, konnte man ihn getrost empfangen, denn er blieb nicht lange. «Hier ist ja alles in Ordnung», meinte er vergnügt und eilte weiter, dorthin, wo seine erzieherische Tätigkeit mehr not

tat. Die «Rote Ecke» brachte dem Eigentümer gute Punkte in seinem Kaderblatt ein und ersparte Unterhaltungen mit unerwünschten Besuchen. (Die Kaderblätter, die im Personalbüro als Geheimsache nachgeführt wurden, gaben Auskunft über die politische Zuverlässigkeit eines jeden Arbeitnehmers. Heute werden sie nicht mehr von den Betrieben, sondern nur noch vom Staatssicherheitsdienst verwaltet.)

Solche und ähnliche Massnahmen konnten natürlich die Entwicklung einer vorgetäuschten, aber nicht stattgefundenen Revolution nicht ersetzen.

Heilpädagogik als Revolutionsersatz

Sowjetische Ideologen und Historiker wollen mit der Behauptung nicht aufhören, dass nach dem Krieg in den osteuropäischen Ländern die Kommunisten durch eine sozialistische Revolution an die Macht gebracht wurden. Die Generation aber, welche jene Zeiten an Ort und Stelle miterlebt hat, muss feststellen, dass das nicht wahr ist. Der ungarische Volksaufstand im Jahre 1956, die Arbeiter- und Studentenunruhen in Polen, der Prager Frühling und die Entwicklung in Rumänien sind einstweilen die Beweise, dass die mit Panzern und Geheimagenten importierte und aufgezwungene Pseudorevolution dem wirklichen Bedürfnis der Bevölkerung in keiner Weise entsprach.

Der echte Glaube und der Generationenkonflikt damals

Nun wäre es grundsätzlich falsch, wenn man deswegen vergessen wollte, dass es in jenen Jahren viele Menschen gab, besonders in den Reihen der jungen Generation, die fest davon überzeugt waren, wahrhaftig am Aufbau einer neuen und besseren Welt mitzuwirken.

Heute sind solche Leute, schon gar bei der Jugend, kaum mehr anzutreffen, aber damals nahmen viele nach dem Elend des Krieges, den Greueln des Faschismus und angesichts der sozialen Missstände die positive Alternative im Sozialismus wahr. Sie begrüßten zunächst die Enteignung der Fabriken, der Grossgrundbesitzer und der unermesslichen kirchlichen Besitztümer als eine notwendige und gerechte Massnahme. Und sie wurden in ihrem Glauben auch angesichts der plündernden und gewalttätigen Sowjetsoldaten nicht irre, weil sie diese nicht mit den Sowjetkommunisten identifizierten.

Viele Hunderttausende traten in den Jahren nach dem Krieg in den osteuropäischen Ländern in die Kommunistische Partei ein (allein in Rumänien über eine Million). Natürlich waren viele von ihnen politische Opportunisten, Karrieristen und Spekulanten. (In Rumänien wurden in der ersten grossen Säuberungswelle von 1948/49 kurz nach der Machtergreifung etwa 300 000 als «Karrieristen und klassenfremde Elemente entlarvt» und ausgestossen.) Aber zweifellos gab es auch andere, die von echter Begeisterung geleitet wurden.

Innerhalb der einzelnen Familien präsentierte sich das meistens in einer verschärften Form des Generationenkonfliktes. Die Eltern konnten sich mit den veränderten Umständen nicht abfinden, entdeckten obendrein leicht die Widersprüche zwischen Theorie und Praxis und zerstritten sich mit ihren heranwachsenden Töchtern und Söhnen, die beim Regime das beste voraussetzten.



Tibor Meray: «Der Feind»

Tibor Meray, ein namhafter ungarischer Schriftsteller (früher Stalinist, gehörte dann zur Tautetterzeit zu den aufbegehrenden Schriftstellern gegen Rakosi, emigrierte nach der Niederschlagung der Revolution von 1956 in den Westen und lebt heute in Paris), schildert in seinem Roman «Der Feind» (1956 noch in Ungarn geschrieben, aber wegen der Oktoberereignisse dann im Westen veröffentlicht) eine solche Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn.

Beim fraglichen Vater handelt es sich um einen ehemaligen Detaillisten, dessen kleines Geschäft enteignet wurde. Nun ist er Geschäftsführer in einem staatlichen Geschäft, das am andern Ende der Stadt liegt, so dass er täglich vier Stunden mit dem Tram zu seinem Arbeitsplatz hin und zurück fahren muss. Seinen Sohn hatte er noch im letzten Kriegsjahr zur Matura gebracht, wobei die Studien einen beträchtlichen Teil seines bescheidenen Einkommens beanspruchten. Der junge Mann war der Partei beigetreten und hatte schnell Karriere gemacht. Jetzt ist er Direktor einer grossen staatlichen Institution. Seine Eltern besucht er selten. Anlässlich eines solchen Besuches beklagt sich der Vater darüber, dass er den Hausfrauen immer nur verwelktes Gemüse anbieten kann, weil die Ware aus abgelegenen Teilen des Landes kommt. Von diesem Ansatzpunkt an entwickelt sich der nun folgende Dialog:

«In dieser Woche klappte es zweimal nicht mit dem Lastwagen. Einmal war der Chauffeur krank, und das andere Mal war in der Genossenschaft Produktionsbesprechung. So hat es also diese Woche wieder einmal ziemlich alles gegeben, nur keinen frischen Salat...»

Der Sohn zeigte sich teilnehmend entrüstet: «Aber das ist ja Sabotage!»

«Och?» Der Vater verzog den Mund. «Und ich dachte, das sei Planwirtschaft!»

«Also bitte, Vater, komm mir nicht mit deinen politischen Bemerkungen. Sind diese Zustände in deiner Zentrale bekannt?»

«Bekannt? In der Zentrale? Aber dort werden sie ja verurteilt!»

«Aber weiss man davon in der höchsten Leitung?»

«Also mit der höchsten Leitung verhält sich das so: Unser Generaldirektor ist ein alter Parteikämpfer aus der Zeit der Illegalität. Ein sehr anständiger Kerl, das sagt dir jeder. Nur war er ursprünglich ein Schneider. Für eine Herrenhose ist es natürlich scheissgal, ob sie aus zehn oder aus hundert Kilometer Entfernung geliefert wird, für einen Kopfsalat aber nicht. Das ist der kleine

Unterschied. Nur hat er den leider bis jetzt noch nicht bemerkt.»

«Aha. Und du findest natürlich, nicht wahr, Vater, dass der staatliche Lebensmittelgrosshandel von einem ehemaligen privaten Gemüsehändler geleitet werden sollte...»

«Genau, mein Sohn, haargenau. Und ausserdem finde ich — warum sagst du das nicht gleich auch noch? —, dass der Herzog Eszterhazy seinen Grundbesitz und der Manfred Weiss seine Fabrik in Csepel zurückbekommen müssten, nicht wahr? Ja kann ich denn wirklich, verdammt noch mal, in meiner eigenen Familie nicht den Mund auf tun, ohne dass man mir gleich das ganze Brimborium zumutet?! Nein, mein Junge, glaub mir das doch bitte, ich möchte nichts und tatsächlich nichts anderes, als dass Frau Nagy und Frau Kiss so zwischen acht und neun am Morgen frischen Salat bekämen und nicht erst am späten Nachmittag verwelkte Grabkränze...»

«Aber hör' einmal!», der Sohn erhob seine Stimme, «das ist ja Demagogie! Ja, zugegeben, jaah: es gibt Schwierigkeiten. Und das sind eben die Schwierigkeiten des Wachstums... Aber was du nicht verzeihen kannst, Vater, was du einfach nicht verzeihen kannst, das ist etwas anderes: dass man dir deinen schätzbaren kleinen Kramladen enteignet hat...»

«Oh, ich könnte das schon verzeihen, ich schon... Nur die Frau Kiss und die Frau Nagy, die verzeihen es nicht. Denn, siehst du, aus diesem schätzbaren Kramladen ging ich jeden Tag in der Herrgottsfrühe in die grosse Markthalle und machte höchstpersönlich den Zulieferungsbetrieb. Weil nämlich wir, deine Mutter und ich, in einem kleinen Karren das frische Obst und Gemüse nach Hause brachten... Und ausserdem darf ich dich vielleicht doch daran erinnern, dass dieser schätzbare kleine Kramladen dich gefüttert und grossgezogen hat, dass er dir die Möglichkeit zum Studieren gegeben hat, auch wenn es ein, wie sagst du doch?, ein kapitalistisches Unternehmen war...»

«Schon möglich. Aber du meinst doch nicht, dass ich dann darauf auch noch stolz sein soll! Mein Leben lang kann ich mich nur schämen!»

Der Alte stand auf, und seine Stimme zitterte: «Du kannst deine Schande ja loswerden, leicht: Brauchst dich ja nur am nächsten Baum aufzuhängen, du...!»

«Lajost!», schrie die Mutter auf, «du weisst nicht, was du sagst!»

Der Sohn kehrte sich langsam der Mutter zu. «Mein Vater», sagte er stotternd, «mein eigener Vater, er — er ist ein geschworener Erzfeind unserer Ordnung.»

(Fortsetzung folgt)